

Serena Avanlea – Zeit der wilden Rosen

Über das Buch

Ein bezaubernder Rosengarten.

Ein charmantes Herrenhaus.

Aber welches Geheimnis verbirgt sich hinter der Fassade?

Südengland, 1952. Schon nach dem ersten Tag in der Rose Hill Psychiatrie weiß Caitlin nicht mehr, wie sie es dort aushalten soll. Auch wenn sie Freude daran hat, in ihren freien Stunden den verkommenen Rosengarten wiederherzurichten, ist ihr schon bald klar, dass die brutalen Therapiemethoden selten hilfreich sind. Erst als ein neuer Arzt im Sanatorium auftaucht und sich rigoros gegen die menschenunwürdigen Therapien einsetzt, scheint es einen Lichtblick zu geben. Aber ist das dunkle Geheimnis, das er mit sich herumträgt, am Ende schlimmer als alles andere?

Jahrzehnte später reist die junge Ärztin Dalina aus den USA nach England, um das Erbe ihrer Großmutter anzutreten. In dem leerstehenden Herrenhaus blättert die Tapete von den Wänden und zwischen den heruntergekommenen Möbeln findet sie immer mehr grauenvolle Hinweise, die sie alles, was sie über ihre Großeltern wusste,

infrage stellen lassen. Schon bald drängt sich die Frage auf: Was geschah zu der Zeit, als die wilden Rosen noch blühten?

Über die Autorin

Hinter Serena Avanlea steckt die Spiegel-Bestseller-Autorin Rena Rosenthal, die mit ihren Familiensagas „Die Hofgärtnerin“ und „Der Eispalast“ zahlreiche Leserinnen und Leser begeistern konnte. „Zeit der wilden Rosen“ hat sie eigenständig veröffentlicht und war ihr erster sehr erfolgreicher Roman. Serena stammt aus Norddeutschland, lebt aber mittlerweile mit ihrer kleinen Familie in Köln.

Liebe Leserin, lieber Leser,

bevor Sie in die Geschichte eintauchen, möchte ich darauf hinweisen, dass dieses Buch sensible Themen behandelt, darunter medizinische Eingriffe wie die Lobotomie, veraltete psychiatrische Behandlungen und Aspekte geistiger Behinderung. Diese Elemente sind historisch eingebettet und fiktionalisiert, allerdings teilweise detailliert beschrieben und könnten belastend wirken.

Zeit der wilden Rosen

Ein Familiengeheimnis-Roman
Serena Avanlea



1

Caitlin

Südengland, 1952

Einen Ort wie diesen hatte ich mir anders vorgestellt, selbst wenn das schmiedeeiserne Tor bewies, dass man hier nicht so einfach hineinkam.

Und vermutlich auch nicht heraus.

Aber was hatte ich denn erwartet? Einen Gebäudeklotz mit Gittern vor den Fenstern? Von der Rückbank unseres Bentleys beobachtete ich meinen Vater. Mit festen Schritten ging er auf das Tor zu, meldete uns über eine hochmoderne Sprechanlage an und kurz darauf schwang es mit einem leisen Rattern auf. Wie immer hatte er einen dunkelbraunen Anzug an. Fünf Jahre nach Mutters Tod trug er immerhin kein schwarz mehr, aber über dunkelbraun war er nie hinausgekommen.

Als er zum Auto zurückkehrte, warf er mir ein Lächeln zu. Glaubte er wirklich, ich würde nicht bemerken, wie aufgesetzt es war?

»Da wären wir also endlich.«

Ich schwieg.

Er startete das Auto und die Kieselsteine knirschten unter den Reifen, als er die lange Auffahrt hochfuhr.

Das Herrenhaus aus soliden Kalksteinen zeichnete sich vor dem Himmel ab. Mit seinen Bogenfenstern aus weißem Holz schien es unsere Ankunft genau zu beobachten. Obwohl der Wein, der am Gebäude hochkletterte, momentan keine Blätter trug, gab er dem Haus etwas Idyllisches.

Trotzdem würde ich unter gar keinen Umständen hierbleiben.

»Sieht doch ganz nett aus, oder?«

Ich betrachtete die Spitzdächer mit den Verzierungen, die zahlreichen kleinen Schornsteine und die wild wuchernden Pflanzen im Vorgarten. Mich überkam der Wunsch, die Rosen so zurückzuschneiden, wie Mutter es mir gezeigt hatte, das Unkraut zu entfernen und die ausufernden Büsche zusammenzubinden.

Aber deswegen waren wir nicht hier.

Vater stieg ohne zu zögern aus. Danach öffnete er meine Tür und nickte in Richtung des imposanten Eingangs, der von vier weißen Säulen gesäumt wurde. Ich atmete tief ein und stieg ebenfalls aus dem Wagen. Die kühle Luft roch nach nassem Gras und schaffte sofort Platz in meinem Kopf – sie war so vollkommen anders als in London. Kurz bevor wir die Tür erreichten, ertönte ein gellender Schrei, der mich zusammenzucken ließ. Ich blieb stehen. Was war das? Es klang, als würde jemand unerträgliche Schmerzen erleiden. Ich lauschte, ob noch etwas zu hören war, aber nur der Wind raschelte leise in den Bäumen.

Mein Vater drehte sich mit zusammengepressten Lippen zu mir um. Er legte eine Hand auf meinen Rücken, während wir die letzten

Meter zur Tür gingen, als bestünde die Gefahr, dass ich ihm sonst davonlaufe.

Tatsächlich hatte ich bereits darüber nachgedacht. Aber wohin sollte ich laufen? Der Krieg hatte nicht nur uns mit einem Bruchteil dessen zurückgelassen, was wir einmal besaßen. Besitztümer eingeschlossen. Und wer würde einer wildfremden jungen Frau helfen, die regelmäßig durchdrehte? Sogar ohne meine Anfälle wäre es schwierig, irgendwo unterzukommen.

Vater atmete tief ein und betätigte mit einem lauten Pochen den kreisrunden Türklopfer, der in der Mitte von einer Rose geziert wurde. Nach einigen Minuten öffnete uns eine rundliche Frau mit geröteten Wangen und freundlichen Augen. Ein paar gelockte Strähnen lugten unter ihrem weißen Häubchen hervor.

»Guten Tag, wir haben einen Termin bei Professor Berker«, erklärte mein Vater.

Die Frau trat zur Seite, um uns einzulassen. »Ich werde Sie anmelden, bitte folgen Sie mir.«

Im Vorraum schlug mir ein eigentümlicher Geruch entgegen. Eine Mischung aus altem Holz und Seife. Auf der linken Seite wurde der kleine Raum von einer Wand aus riffeligen Milchglas abgetrennt, rechts war eine Flügeltür in die geflieste Wand eingebaut. Zielstrebig ging sie hindurch und führte uns in einen langen Flur, von dem links und rechts alle fünf Schritte eine Tür abging.

Jede einzelne von ihnen war geschlossen.

Nachdem wir sieben oder acht passiert hatten, blieb die rundliche Frau stehen und klopfte an die Tür zu ihrer Rechten.

Ein Herr öffnete sie und verzog seinen Mund sogleich zu einem Lächeln. Sein Körper wirkte gedrunken und die Halbglatze passte

nicht zu dem üppigen dunklen Vollbart, dessen Oberhaare reinweiß waren. Mit offenen Armen ging er auf meinen Vater zu und ergriff dann seine Hand. »John, ich freue mich, dich zu sehen! Wie lange ist es her?«

»Es müssten bald zehn Jahre sein.«

»Kinder, Kinder, wie die Zeit vergeht.«

Der Professor streckte auch mir seine Hand hin und als ich sie entgegennahm, hätte ich sie am liebsten sofort fallengelassen, denn sie fühlte sich wie ein ausgetrockneter Fisch an.

Die Schwester zog sich diskret zurück und er bat uns, in seinem Büro Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich hinter einem dunklen Schreibtisch in einen Holzstuhl mit Lederbezug auf der Sitzfläche, der ihn wie einen Thron wirken ließ. Ich schaute durch das vergitterte Erkerfenster, das hinter ihm lag und beobachtete, wie die grauen Wolken gemächlich über den Himmel zogen, während sich die beiden unterhielten. Erst als der Name meiner Mutter fiel, horchte ich auf.

»Es tut mir so leid, was mit Mary passiert ist. Als ich es gehört habe, hat es mir das Herz gebrochen.«

Mein Vater senkte den Blick. »Wir alle mussten Verluste erleiden.«

Seine Standardantwort, um schnell das Thema zu wechseln.

Von meinem Platz aus versuchte ich, die Titel der Bücher in dem schlichten Regal aus Kirschholz zu entziffern.

Moderne psychiatrische Methoden in der Anwendung

Psychochirurgie als Verfahren zur Heilung von Wahnvorstellungen

Insulinkuren zur Behandlung von Schizophrenie – Eine kontrollierte Studie

Überwiegend psychologische Themen. Keine Überraschung.

»Und du bist also unser Problemkind?« Der Professor sah mich an, als hätte er mir soeben ein Kompliment gemacht.

Ich beschloss, nicht zu antworten. Mit zwanzig Jahren empfand ich mich nicht mehr als Kind – auch wenn ich es vom Gesetz aus war.

»Ja, Caitlin hat seit mehreren Jahren immer wieder diese Anfälle.«

Seit Mutters Tod, ergänzte ich in Gedanken, aber das ließ er natürlich unerwähnt. Ich hatte ebenfalls keine Lust zu besprechen, in welcher Schockstarre er mich hinterlassen hatte. Ich würde den Geruch des Kellers nie vergessen, in dem ich hilflos alles hatte mit ansehen müssen.

»In den letzten Monaten hat es sich verschlimmert. So langsam weiß ich mir nicht mehr zu helfen.« Vater griff nach meiner Hand und drückte sie kurz. »Dabei will ich einfach nur, dass es ihr gut geht.«

»Hmm.« Professor Berker nickte verständnisvoll. Lächelnd wandte er sich wieder an mich. »Na, was machen wir denn mit dir, außer notschlachten?« Umgehend brach er in ein bellendes Gelächter aus.

Ich bedachte ihn mit einem angewiderten Blick, doch erst als er Vaters Entsetzen sah, erstarb sein Lachen. Er räusperte sich. »Nur ein Scherz, selbstverständlich.« Danach rückte er seine Brille zurecht und wurde ernst. »Man sagt, dass Epilepsie so alt ist, wie die Menschheit. Es gibt mittlerweile verschiedene Therapieansätze. Wir, als private Institution, können es uns erlauben, nach den neusten Therapiemethoden zu arbeiten. Ein Luxus, den sich die Sanatorien in öffentlicher Hand nicht leisten können.«

Mein Blick fiel auf den hölzernen Schädel auf dem Schreibtisch, dessen Oberfläche durch Linien in verschiedene Felder eingeteilt

war, auf denen unterschiedliche Namen standen: *Ehrgeiz, Fleiß, Hingebung* las ich unter anderem.

Professor Berker war meinem Blick gefolgt und strich liebevoll über den Kopf. »Phrenologie gehört leider nicht mehr dazu. Es ist ein Erbstück meines Großvaters. Zu seiner Zeit war es modern, von der Schädelform auf den Charakter zu schließen. Heute wissen wir, dass es ganz so einfach nicht ist.« Wieder dieses bellende Lachen. Er warf einen Blick auf seine goldene Armbanduhr und stand auf. »Kommt, ich führe euch herum. Dabei kann ich am besten zeigen, was *Rose Hill* zu bieten hat.«

»Sehr gern.« Vater erhob sich enthusiastisch und auch ich stand langsam auf. Der Professor führte uns zurück in den Flur und deutete auf eine weiß lackierte Eisentür am Ende des Ganges. »Rechts von uns sind die Therapieräume, dort dürfen wir jedoch nicht stören.« Er schlug die entgegengesetzte Richtung ein und wir folgten ihm den Flur entlang, aus der wir gekommen waren. »Momentan befinden wir uns im Südflügel, wir nutzen ihn als Verwaltungsbereich. Das gesamte Personal hat hier seine Räume und die Angestellten, die auf *Rose Hill* wohnen, auch ihre Schlafzimmer. In diesem Bereich ist außerdem der Aufenthaltsraum der Schwestern und Assistenzärzte – was momentan allerdings nur einer ist. Wir sind leider etwas unterbesetzt, erwarten aber baldige Verstärkung.« Er öffnete die Tür vor der riesigen Flügeltür, durch die wir gekommen waren.

»Ah, Edmond, hervorragend!«, sagte er zu einem stattlichen jungen Mann mit hellblonden Haaren. »Darf ich dir John und Caitlin Montgomery vorstellen? Caitlin wird eine Weile bei uns verbringen.«

»Ach ja?« Mit wachsamen Echsenaugen glitt sein Blick über meinen Körper und ich zog meinen Mantel enger an mich heran. »Was fehlt der Kleinen denn?«

Professor Berker schien die Bemerkung nicht unangemessen zu finden, sondern lustig. »Die Gute leidet an Fallsucht. Aber das werden wir schon richten.« Er zwinkerte mir zu.

»Mit welchen Therapien arbeitet ihr denn hier?«, meldete ich mich nun erstmalig zu Wort.

»*Rose Hill* hat sich den neusten und wirksamsten Therapiemethoden verschrieben.« Die Stimme des Professors klang sehr fachmännisch. »Ich halte mich bezüglich medizinischer Entwicklungen stets auf dem Laufenden und lese die medizinischen Publikationen zum Thema. Deswegen genießen die hiesigen Patienten den Luxus, dass wir sogar Hydrotherapien, also Wasserheilkunde, einsetzen und mit Insulinkuren arbeiten. Künftig wollen wir die Therapieformen auch noch weiter ausbauen.«

Er holte sich von meinem Vater ein anerkennendes Nicken ab, bevor wir weitergingen, und öffnete die Flügeltür auf der gegenüberliegenden Seite des Eingangs. Wir betraten einen riesigen Raum, mit mindestens fünfzehn Bogenfenstern. Die himmelblaue Decke wurde von weißen, halbrunden Streben durchzogen und in der Mitte mit dunklen Stuckelementen verziert. Am Ende der Halle gab es sogar eine Bühne. Die wenigen Möbel, es standen nur vereinzelt Tische und Stühle herum, wirkten verloren.

Aber nicht so verloren, wie die Menschen hier drin.

In einer Ecke saß eine dunkelhaarige Frau mit leerem Blick und wiegte sich stumm hin und her. Kurz vor der Bühne lag eine Frau in einem verwaschenen Kleid bewegungslos auf dem Boden – doch

weder der Professor noch die grauhaarige Krankenschwester, die an einem von zwei Tischen mit weiteren Patienten saß und Karten spielte, schenkte ihr Beachtung. An der gegenüberliegenden Wand saß ein kahlköpfiger Mann auf einen umgedrehten Stuhl. Er hatte seine Arme auf die Lehne gelegt und seinen Kopf darin vergraben.

»Da staunt ihr, was? Der Aufenthaltsraum, oder Dayroom, wie wir ihn auch nennen, ist das Herzstück vom *Rose Hill Sanatorium*. Böse Zungen könnten behaupten, dass das alles« – er deutete an die stuckverzierte Decke – »viel zu schade für ein Irrenhaus ist, doch für mich ist das Beste für die Patienten gerade gut genug.«

Ich wunderte mich, dass selbst er den Begriff »Irrenhaus« verwendete, blieb aber still. Immerhin schien er sich tatsächlich um die Patienten zu bemühen.

Plötzlich erfüllte ein lautes »Aeeeh!« den Raum und ich zuckte zusammen. Professor Berker lächelte entschuldigend. »Das passiert hier schon mal.« In Richtung der am Boden liegenden Patientin rief er: »Ganz ruhig, Lucinda!«

Er setzte sich wieder in Bewegung, als die Tür, durch die wir gekommen waren, aufflog und ein junger Mann mit kurzen dunklen Haaren hereinkam. Seine Augen waren rund und als er mich entdeckte, strahlte er über das gesamte Gesicht und rannte auf mich zu. Unsicher wich ich einen Schritt zurück, doch das hinderte ihn nicht daran, mich fest in seine Arme zu ziehen und an sich zu drücken.

»Schööööön«, rief er und griff in meine welligen Haare. »Blond! Monty will auch blonde Haare.«

Der Professor kam und zog ihn von mir weg. »Jetzt lass mal das Mädchen, Monty, geh deine Trommel spielen, oder so. Ihr habt noch genug Zeit, euch kennenzulernen.«

Monty streckt dem Professor die Zunge raus, was ihn mir sofort sympathisch machte, denn damit sprach er mir sozusagen aus der Seele. Aber der Professor war bereits weiter gegangen, wir folgten ihm und betraten eine geräumige Küche. Die Frau, die uns geöffnet hatte, lief eifrig zwischen vorbereiteten Zutaten und Töpfen hin und her. Sie war also gar keine Krankenschwester, sondern Köchin.

»Na, was gibt es heute Leckeres, Marigold?« Professor Berker hob den Deckel eines Topfes und inspizierte den Inhalt, als würde er eine Untersuchung durchführen.

»Irish Stew«, antwortete sie leicht außer Atem.

»Das klingt köstlich.« Er klopfte ihr auf den Po, bevor wir die Küche verließen, und ich warf Vater einen Blick zu, doch er tat so, als hätte er es nicht bemerkt.

Kurz darauf betraten wir einen Schlafsaal, der von einem weiteren ellenlangen Flur abging. Ein muffiger Geruch schlug mir entgegen. An jeder Wand standen fünfzehn Betten, kaum dreißig Zentimeter auseinander. Unter einigen Bettdecken zeichneten sich Körper ab und auf einem Bett saß ein glatzköpfiger Mann, der uns neugierig musterte. Eine Frau schreckte aus dem Schlaf hoch und blinzelte uns müde an.

Sollte ich etwa hier schlafen? Ich sah meinen Vater an, der genauso entsetzt wirkte. »Wird Caitlin hier schlafen?«

Berker schloss die Tür wieder hinter uns, bevor er antwortete. »Normalerweise schon. Unter diesen speziellen Umständen und weil Mary und ich«, er zögerte, bevor er weitersprach, »weil wir uns so gut kannten, will ich aber eine Ausnahme machen.« Wir verließen den Saal und schritten einen weiteren Korridor entlang. »Hier neben den Waschräumen gibt es noch einige leerstehende

Zimmer. Ich werde Carl, unseren Hausmeister, beauftragen ein Bett herüberzuschieben.«

Vater wirkte erleichtert und ich warf ihm einen bitterbösen Blick zu. Er kann wirklich nicht erwarten, dass ich hierbleibe.

»Ihr wundert euch sicherlich, dass wir nicht wie in den meisten großen Institutionen die Männer von den Frauen trennen«, sagte Professor Berker, während wir die Lagerräume besichtigten. »Das ist in einer kleinen Institution wie *Rose Hill* leider nicht machbar. Ich würde doppelt so viel Personal brauchen und wie gesagt, sind wir bereits unterbesetzt. Das macht aber nichts.« Er lachte auf. »Alles ist allein meine Entscheidung. Und es läuft gut, so, wie es ist.« Er klopfte mir auf die Schulter. »Du wirst sehen, Caitlin, in ein paar Monaten bist du wieder komplett hergestellt.«

Monate? So lang wollte ich auf keinen Fall bleiben.

»Das wäre schön«, sagte mein Vater und lächelte liebevoll in meine Richtung.

Der Professor klatschte in die Hände. »Das war also mein bescheidenes kleines Anwesen.« Er rückte seine auffällige Uhr zurecht. »Warum werft ihr nicht einen Blick in den Garten, während Carl euer Gepäck reinbringt? Ich fürchte, ich muss mich nun wieder meinen Pflichten widmen. Melde dich bei Schwester Agnes, wenn du soweit bist, Caitlin!« Er deutete auf eine unscheinbare Tür. »Hier kommt ihr direkt zum Mauergarten des Anwesens.«

Ich hatte keine Ahnung, was ein Mauergarten sein sollte, aber nachdem wir die Tür passiert hatten, breitete sich vor uns der höher gelegene Teil des Gartens aus, der von einer schmalen Mauer aus Feldsteinen umsäumt wurde. Kleine Trampelpfade führten durch wild wachsende Rosen und Buchsbäume. Es ließ sich noch erahnen,

dass der Garten einmal wunderschön gewesen war, mittlerweile hatte das Unkraut aber eine stattliche Größe angenommen und die richtigen Pflanzen verdrängt. Hinter dem erhobenen Garten tat sich eine riesige Grünfläche auf, die den Blick auf einen See freigab. In der Ferne konnte ich zwei Graugänse sehen, die dort gemächlich ihre Bahnen zogen.

Ich merkte, dass Vater mich beobachtete, und sah zu Boden. Die Zeit wurde knapp. Mir musste jetzt etwas einfallen. Als wir am Ende des Mauergartens angekommen waren, stießen wir auf eine verwitterte Treppe, die mit kreisrunden Moosflecken übersät war. Links und rechts thronten ovale Blumenkübel auf zwei kleinen Säulen und dahinter tat sich ein Laubengang aus efeubewachsenen Säulen auf. Als wäre es abgesprochen, gingen wir zeitgleich die fünf Stufen nach oben, anstatt die offenen Wege auf dem Gelände einzuschlagen.

»Es macht doch alles einen sehr guten Eindruck«, sagte mein Vater schließlich.

»Bitte lass mich nicht hier!«, krächzte ich, da meine Stimme vom vielen Schweigen noch nicht zurückgekehrt war.

»Caitlin ...«, begann mein Vater.

»Bitte!«, flehte ich. »Wir können doch warten, bis in London ein Platz für mich frei wird. Die sind immerhin auf Epilepsie spezialisiert.«

»Und das hat seinen Preis.« Er senkte den Blick und ich spüre Mutlosigkeit durch meine Adern fließen. Mutters Tod und der meines Bruders, wenige Jahre zuvor, überschattete so viel, dass ich manchmal vergaß, dass wir auch alles andere verloren hatten. *Geld* spielte mittlerweile eben doch eine Rolle.

»Vielleicht bessert es sich auch von alleine wieder.« Ich legte meine gesamte Hoffnung in meine Stimme.

»Ich weiß ... dass du das hier nicht willst.« Er deutete auf das Herrenhaus, das uns mit seinen Bogenfenstern nicht aus den Augen ließ. Ich sah schemenhafte Bewegungen dahinter, sodass ich das Gefühl hatte, dass es lebte. »Aber wir haben es so oft diskutiert. Lass es uns also wenigstens versuchen.«

»Vater ...«

»Drei Monate.«

Ich verschränkte die Arme und drehte mich zum See.

»Bitte. Drei Monate, das ist alles, was ich verlange.« Seine Stimme senkte sich zu einem Flüstern. Er wirkte so einsam und verlassen wie eine vereinzelte Trauerweide auf einer weitläufigen Wiese. »Deine Anfälle häufen sich immer mehr. Ich könnte es nicht ertragen, noch einen Menschen zu verlieren, den ich liebe.«



Schwester Agnes gab mir einen Stapel Bettwäsche und Laken und zeigte mir mein Bett. Im Schlafsaal.

»Professor Berker sagte, ich könnte ein eigenes Zimmer haben.«

Sie lachte auf.

»Nicht?«

»Darf es vielleicht auch noch Frühstück ans Bett sein? Wir sind ein Sanatorium, Liebchen, kein Hotel. Und jetzt mach dein Bett fertig.«

Es war ein einfaches eisernes Krankenhausbett auf Rollen, am Ende einer langen Reihe mit weiteren Betten. Meine Kleidung hing ich auf die Holzbügel in einen der schlichten Schränke, die an zwei Wänden

des Raumes standen. Ich machte mich tatsächlich daran, das Bett zu beziehen. Früher hätte ich es nicht allein geschafft, aber seit wir durch einen Fliegerangriff unser Haus verloren hatten und wir ohne Angestellte auskommen mussten, war es kein Problem mehr. Ich war nur unschlüssig, was ich als Nächstes machen sollte.

Schließlich ging ich zur Aufenthaltshalle. Meine Schritte hallten im Flur wider und ich öffnete ein paar falsche Türen, bis ich sie fand.

Unschlüssig blieb ich am Eingang stehen. Mir bot sich ein ähnliches Bild wie zuvor. Monty sprang sofort auf und kam auf mich zu, als er mich entdeckte. Er rannte mir entgegen und schloss mich in die Arme. »Da bist du ja wieder!«

»Ja ... ich ... werde eine Weile bei euch bleiben«, erklärte ich, während ich seinen Klammergriff von mir löste und mich nach der Schwester umsah. Doch sie half gerade einem langsam schlurfenden Mann auf dem Weg zum nächsten Stuhl.

»Toll!« Erfreut klatschte er in die Hände. »Wie heißt du?«

»Caitlin.«

Er schlang seine Arme erneut um mich und drückte mich fest. Mit weit von mir gestreckten Armen sah ich mich hilfesuchend um. Ich war so eine Nähe nicht gewohnt und wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Doch keiner beachtete uns. Zum Glück ließ er schon bald darauf von selbst von mir ab.

»Komm, ich zeige dir alle!« Er griff nach meiner Hand und zog mich durch den Saal. »Das ist Braylee.« Er deutete auf den glatzköpfigen Mann, der nun mit verschränkten Armen der Wand zugewandt saß und sie anstarrte. Monty zog mich näher an ihn heran und trat vor die Mauer, genau in sein Sichtfeld. »Guck mal, Braylee, wer jetzt bei uns ist.«

Der Glatzkopf runzelte die Stirn, verdichtete die Augen zu zwei Schlitzeln und gab so ein tiefes Schnauben von sich, dass mir ein Schauer den Nacken herunterlief. Ich trat einen kleinen Schritt zurück.

»Das ist Caitlin. Ist sie nicht wunderschön?«, fragte Monty ungeachtet dieser Abwehrhaltung vollkommen unbefangen und ich wurde rot.

Braylee knurrte etwas und wandte sich wieder der Außenmauer zu.

»Komm, gehen wir weiter.« Erneut griff er nach meiner Hand. »Der da vorn mit dem gestreiften Hemd ist Flint und das hier ist Lorna.« Er blieb vor einer jungen Frau stehen, die dunkle Haare hatte und so blass Haut, dass sie mit ihren dunkellila Ringen unter den Augen gespenstisch aussah.

Sie wirkte noch verlorener, als ich mich fühlte.

Monty stellte mich wieder überschwänglich vor, doch sie sagte nichts.

»Wie lange bist du schon hier?«, fragte ich, als die Stille unangenehm wurde.

Erst jetzt hob Lorna unendlich langsam den Kopf und studierte mein Gesicht. Ich zuckte beinahe zusammen, denn in ihren Augen stand reine Angst geschrieben – ein Ausdruck, den ich während der Fliegerangriffe im Luftschutzbunker allzu oft gesehen hatte.

»Ist ... alles in Ordnung mit dir?«, flüsterte ich und merkte im gleichen Moment, wie unangemessen eine solche Frage hier war. Wenn alles in Ordnung wäre, wäre keiner von uns hier.

Sie antwortete nicht.

Nein, sie sah mich an, als sei ich die Verrückte. Aber vielleicht war ich das ja auch.

»Sie sagt nie was«, erklärte Monty. »Aber sie ist trotzdem meine Freundin«, er legte einen Arm um sie und sie ließ es ausdruckslos geschehen.

»Oh, dort drüben ist Lucinda.« Zu meinem Entsetzen rannte er zu der hellblonden Frau, die am Boden lag, und redete auf sie ein.

Wie zu meiner Rettung schlug die Schwester nun auf einen Gong. »Rekreatationszeit ist vorbei«, rief sie im Befehlstone in den Raum. »Wir begeben uns jetzt alle in den Schlafsaal.«

Ich unterdrückte ein Seufzen der Erleichterung und verließ eilig den Raum, bevor dieser seltsame Junge mich mit noch mehr Umarmungen überhäufen konnte. Kurz vor der Tür sah ich noch einmal zurück zu Lorna, doch die war schon wieder in ihre eigene Welt abgedriftet.

Und wo war meine Welt? Hier gehörte ich jedenfalls nicht hin. Niemals würde ich es monatelang aushalten. Ich hatte zwar Probleme, aber ich war nicht so wie die Menschen hier.

Im Schlafsaal waren alle damit beschäftigt sich bettfertig zu machen. Mein Nachbar lag schon unter der Decke und hatte die Augen geschlossen. Keine der Frauen schien sich daran zu stören, dass hier auch Männer im Raum waren. Verstohlen suchte ich das Nachthemd und meine Waschsachen aus meinem Koffer und zog mich ins nächste Badezimmer zurück. Auf keinen Fall würde ich vor dreißig Leuten meine Kleidung ablegen.

Nachdem ich zurückgekehrt war, legte ich mich gerade rechtzeitig unter die gestärkte Bettwäsche und rollte mich zusammen, denn kurz darauf ging das Licht aus. Ich rieb meine kalten Füße aneinander, erst jetzt wurde mir bewusst, wie laut es im Schlafsaal war. Da war ein Wispern, mehrere Schnarcher übertrumpften sich gegenseitig und

wurden vom leichten Röcheln untermalt, ein Rascheln und Knistern. Aus dem Bett zu meinem Kopfende hörte ich es außerdem leise wimmern.

Ich versuchte zu verdrängen, dass lauter seltsame Menschen um mich herum lagen. War es nicht ein wenig wie vor einigen Jahren, als ich mit anderen Jugendlichen wegen des Kriegs auf einen Landsitz gebracht wurde? Damals hatten wir auch mit mehreren Leuten in einem Raum geschlafen.

Allerdings hatte keiner von ihnen so einen kaltblütigen Ausdruck in den Augen gehabt wie dieser Glatzköpfige. Braylee, wie Monty ihn genannt hatte. Und an die lethargische Lucinda auf dem Boden mochte ich auch nicht denken.

Ich wusste, dass ich so niemals einschlafen würde.

Alles war fremd. Ich studierte die schattenhaften Umrisse im Zimmer, versuchte mich auf den Geruch nach Wäschestärke zu konzentrieren und die anderen Duftmarken auszublenden. Erst nach Stunden schlief ich ein.

Doch es dauerte nicht lange, bis die Schreie mich wieder weckten.



2

Dalina

Boston, heute

»Dr. Woodrow! Bitte warten Sie einen Moment.«

Dalina blieb stehen und schloss für einen Moment die Augen, bevor sie sich zur Empfangsdame des Krankenhauses umdrehte.

»Ja?«

Sie verließ ihren Posten hinter dem Tresen und kam watschelnd auf sie zu. »Der Oberarzt braucht Sie im OP auf der Vier. Ein Notfall.«

Die Müdigkeit fiel trotz der Doppelschicht umgehend von Dalina ab. Mit eiligen Schritten lief sie zurück zu den Fahrstühlen und rief alle drei auf einmal. Während sie die leuchtenden Pfeile über den eisernen Kästen beobachtete und versuchte, sie durch bloße Willenskraft zu überzeugen, den Fahrstuhl schneller zu ihr zu schicken, vibrierte ihre Hosentasche.

Sie zog das unscheinbare Handy hervor. Ihre Mutter.

Schon wieder.

Während ihrer Schicht hatte sie siebenmal angerufen. Diesmal ergab sie sich ihrem Schicksal.

»Ich bin noch im Dienst, Mom. Was gibt's? Mach es bitte kurz, ich muss in den OP.«

»Äh«, ihre Mutter war kurz irritiert, sammelte sich aber rasch.
»Nun gut: Kannst du für mich nach England fliegen?«

Dalina lachte freudlos auf und stieg in den Fahrstuhl, der endlich gekommen war und drückte auf die Vier.

»Mit Sicherheit nicht. Wie stellst du dir das vor? Ich stehe haarscharf vor einer Beförderung, da kann ich nicht einfach den Kontinent verlassen.« Sie hätte sich noch weiter in Rage reden können, für diese gedankenlose Frage ihrer Mutter. Doch sie unterbrach sich selbst. »Warum fragst du das überhaupt?«

»Ich habe einen unglaublich aufregenden Brief bekommen. Das wollte ich dir schon das ganze Wochenende erzählen, aber du gehst ja nie ans Telefon.«

»... weil ich gearbeitet habe, Mom!«

»Und vorbeikommen tust du auch nie. Es ist schon wieder Wochen her, dass du hier warst, aber das merkst du vermutlich gar nicht. Immer heißt es nur Arbeit, Arbeit, Arbeit. Und dass deine arme Mutter hier mutterseelenallein in der Wohnung sitzt, kümmert dich gar nicht. Ihr Ärzte wollt immer so viel Gutes tun, aber dass man auch bei der Familie anfangen kann ... auf die Idee kommt ihr nicht.«

Nicht schon wieder.

»Es tut mir leid, Mom.« Dalina verließ den Aufzug und senkte ihre Stimme zu einem Flüsterton. Der Flur war menschenleer und sie wollte niemanden unnötig wecken. »Für mich waren die letzten Jahre

auch nicht einfach. Gerade deswegen möchte ich ungern alles aufs Spiel setzen, wofür ich gearbeitet habe.«

Sie blieb mit der Hand an der Tür zur Intensivstation stehen. Ihre Mutter murmelte etwas Mürrisches, doch Dalina unterbrach sie. »Hör mal, ich muss jetzt dringend in den OP. Aber ich ruf dich heute Abend an, dann kannst du mir alles ganz genau erzählen.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, legte sie auf und lief zu den Operationssälen.

Am Waschbecken stand schon der Chefarzt, Dr. Duncan. Sie trat neben ihn und begann ebenfalls ihre Hände mit der antibakteriellen Seife einzureiben.

Er warf ihr einen Seitenblick zu. »Ich habe extra nach dir gefragt.«

Dalina schnaubte. »Hättest du nicht nach Maja fragen können? Ihre Schicht hat gerade begonnen, während ich seit sechsunddreißig Stunden wach bin.«

»Aber du bist so gut mit Kaiserschnitten, wenn die Patientin wach ist. Du hast eine beruhigende Wirkung auf sie.« Seine Lippen berührten ihren Hals, als er weitersprach. »Nicht nur auf die Patienten übrigens.«

Dalina musste lächeln und war versucht, George wegzuschieben, doch dann hätte sie mit der langwierigen Prozedur des Händewaschens von vorn beginnen müssen.

Die OP-Schwester betrat den Raum und George schnellte von ihr fort, als hätte er sich verbrannt. »Was erwartet uns?«, fragte er im geschäftsmäßigen Tonfall.

»Amelie Steward, zweiundzwanzig Jahre. Sie wurde eingeliefert mit krampfartigen Bauchschmerzen. Es hat sich herausgestellt, dass sie schwanger ist. 34. Woche. Zwillinge«

Kopfschüttelnd griff George nach dem Handtuch. »Wo sind diese jungen Dinger nur immer mit ihren Gedanken? Martha wusste es schon in der neunten Woche. Und ab der zwölften ist sie aufgegangen wie ein Hefekloß.« Er lachte unterkühlt auf. »Ist für den Kaiserschnitt alles vorbereitet?«

»Ja, es kann sofort losgehen«, versicherte die Schwester.

Gemeinsam betraten sie den Operationssaal. Der Chefarzt stellte sie vor und erklärte der Patientin, was auf sie zukommen würde. Ein Tuch war vor ihrem Bauch dreißig Zentimeter hochgespannt, damit die junge Frau den Eingriff nicht sehen sah. Viele Patienten verunsicherte es zu sehr zu sehen, wie in das eigene Fleisch geschnitten wurde – auch wenn sie dank der Betäubung nichts spürten.

Dalina nahm mit einem warmen Lächeln neben dem Kopf der Patientin Platz, da sie nur im Notfall assistieren musste.

Behutsam strich sie die blonden Haare der Frau zurück, die vermutlich eigentlich hellblond waren, durch den Schweiß aber in dunklen Strähnen an ihrer Stirn klebten.

»Amelie, richtig?«

Sie nickte unsicher.

»Das mag jetzt alles etwas gruselig für dich aussehen, aber es wird sehr schnell gehen. Du hast Glück, denn du wirst heute vom Chefarzt höchstpersönlich operiert.«

Das entlockte ihr ein winziges Lächeln.

»Manchmal dauert es nur fünf Minuten und schon ist das runzlige Wesen da und schaut dich mit großen Augen an. Bei dir sind es ja zwei, dann dauert es vielleicht etwas länger. Aber in spätestens zwanzig Minuten können wir dir sicherlich deine Babys auf die Brust legen.«

Für einen Moment versank sie in ein seliges Lächeln, doch dann kehrte die Unsicherheit zurück.

»Aber ich ...«

»Was, meine Liebe?«

»Ich weiß gar nicht, ob ich eine gute Mutter sein kann«, flüsterte sie. »Das war alles so nicht geplant. Mein Freund und ich sind erst seit drei Wochen zusammen.«

Dann war er vermutlich nicht der Vater. Aber immerhin war sie in einer festen Beziehung.

Tränen liefen über das Gesicht der Frau mit den scheuen Augen. Dalina griff nach ihrer Hand und drückte sie. »Es wird alles gut werden.«

»Und hier haben wir schon Nummer eins.« George hielt ein krächzendes Wesen hoch. Es wirkte, als würde es sich unter Wasser bewegen. Er reichte es weiter an die Schwester, die es in ein Handtuch hüllte und der Mutter gab.

»Und hier nun Nummer zwei.«

Diesmal nahm Dalina das kleine Bündel entgegen, da die Mutter in ihrem Zustand nicht beide Babys gleichzeitig halten konnte. Sie starrte in die tiefblauen Augen und fragte sich, wie sehr die zwei Wesen das Leben ihrer Mutter auf den Kopf stellen würden. Ungeplante Schwangerschaften kamen schließlich selten zum richtigen Zeitpunkt. Sie hatte jedenfalls keine Ahnung, was sie tun würde, wenn sie plötzlich schwanger sein sollte. Das wäre eine Katastrophe.

Zum Glück war das ausgeschlossen. Sie verhütete immer. Und erst neulich hatte sie ihre Periode gehabt. Sie wusste noch genau, wie sie sich geärgert hatte, dass sie nicht im Meer schwimmen

konnte. Endlich hatte George es gewagt, sie an einen öffentlichen Ort mitzunehmen – und das ein ganzes Wochenende – und dann machte Mutter Natur ihr auf diese Weise einen Strich durch die Rechnung.

Das war im Juni. Anfang Juni, um genau zu sein.

War das möglich?

Dalina rechnete nach. Und dann gleich noch einmal.

Glich ein viertes und fünftes Mal die Daten ab. Aber sie kam immer wieder auf das gleiche Ergebnis: Es war vor sieben Wochen.



3

Caitlin

Ich stand vor dem Bogenfenster neben der Bühne, als Edmond mit einem so weiten Grinsen auf mich zukam, dass es schien, als sei die Haut um seinen Mundwinkel kurz vor dem Zerreißen.

Dieser Monty hatte den halben Vormittag wie eine Klette an mir gehangen und erst als Schwester Agnes ihn zurechtgewiesen hat, ließ er mich endlich alleine. Ich habe versucht, sie über die nächtlichen Schreie auszufragen, aber sie hat lediglich mit einem Schulterzucken erklärt, dass das schon mal vorkäme. Ansonsten konnte ich mit niemandem sprechen. Das Frühstück war die reinste Zumutung. Alle saßen an den Holztischen und schaufelten Porridge in sich rein. Der ganze Raum war von einem Schmatzen erfüllt, das immer mal wieder von Lucindas lauten »Aeehhh!«-Ausrufen übertönt wurde. Schleimig-graue Breiklumpen hingen am Kinn von Flint, der mir gegenüber saß, und es hatten sich milchige Pfützen auf den Tischen gesammelt.

Ich habe kaum einen Bissen hinunter bekommen und Marigold, die Köchin, hat mich gefragt, ob es mir nicht geschmeckt hat, als sie an mir vorbeigeilt ist, um die Schüsseln einzusammeln. Vermutlich

machte sie sich Sorgen, da ich schon am Vortag den Rosenkohl nicht gegessen habe.

»Zeit für deine erste Therapie, Caitlin.«

Ich senkte den Blick, da ich zwischen Edmonds Zähnen Essensreste entdeckte und folgte ihm durch den Flur mit den hübschen Bodenfliesen zu einer ausladenden Treppe, die mit rotem Samtstoff bezogen war.

»Was für eine Art von Therapie werde ich bekommen?«, erkundigte ich mich unterwegs.

»Der Professor hat für den Beginn die Hydrotherapie verordnet.«

Hydro. Aus dem Lateinunterricht wusste ich noch, dass das so viel wie »Wasser« bedeutete. Gestern hatte der Professor etwas von Wasserheilkunde gesagt. Vermutlich wird es das sein.

Wir betraten ein Zimmer, in dem eine Ecke von einem Paravent abgeteilt war. Edmond deutete darauf. »Mach dich bitte jetzt frei, bevor wir in das Behandlungszimmer gehen.«

Mir wurde heiß. Noch nie zuvor hatte ich mich vor einem fremden Mann ausgezogen. »Gänzlich?«

Er musste mir meinen Schrecken angesehen haben, denn beschwichtigend erklärte er: »Ja, vollkommen. Oder willst du mit Kleidung in die Badewanne?« Ein heiseres Lachen drang aus seiner Kehle. »Ich weiß, es ist unüblich für so eine feine Dame wie dich, das in männlicher Anwesenheit zu tun, aber alle Schwestern sind unabkömmlich. Du musst dir aber keine Sorgen machen. Ich bin Arzt. Du bist nicht die erste Frau, die ich nackt sehe.«

Aufmunternd nickte er in Richtung des Raumteilers und ich ging zögerlich darauf zu. So langsam wie möglich zog ich ein Kleidungsstück nach dem anderen aus, faltete sie ordentlich

zusammen und legte sie gestapelt auf den mahagonifarbenen Stuhl mit geschwungenen Beinen.

Edmond räusperte sich.

»Ich bin gleich so weit«, rief ich über die hauchdünne Stoffwand. Dann überwand ich mich und entledigte mich mit staksigen Bewegungen auch der Unterwäsche. »Kann ich vielleicht ein Handtuch haben?«

»Papperlapapp, wir sind ja gleich da.«

Edmond hatte anscheinend die Geduld verloren und kam zu mir hinter den Raumteiler. Mit hungrigen Augen tastete er meinen Körper ab, sodass ich mich nicht nur nackt fühlte, sondern wie ein Stück Fleisch hinter dem Ausstellungsglas eines Metzgers.

»Na komm!« Er ging auf eine Schwingtür mit zwei kreisrunden Fenstern zu. Im Raum dahinter standen zehn weiße Wannen auf schimmernden Messingfüßen. Jede von ihnen war mit einem Wasserhahn ausgestattet. Irgendwas fehlt jedoch, ich kam aber nicht darauf, was es war.

Eine Schwester schaute auf, als wir reinkamen. Durch ihre braunen Haare und dazu passenden Augen glich sie einem aufgescheuchten Reh. Mit einem fragenden Ausdruck im Gesicht wandte sie sich an Edmond, nachdem sie mich kurz gemustert hat.

»Das ist Caitlin. Sie wird heute die Hydrotherapie bekommen.«

»Aber der Professor hat -«

»... genau das angeordnet«, schnitt Edmond ihr das Wort ab.

»Bereite bitte die Badewanne vor.«

Sie nickte und huschte zur nächsten freien Badewanne. Hätte man nicht all das vorbereiten können, als ich meine Kleidung noch anhatte?

Um die Wartezeit zu überbrücken, sah ich mich weiter im überdimensionierten Badezimmer um. Von den zehn Wannen waren nur vier belegt, lediglich die Köpfe schauten heraus. Der Rest der Badewanne war mit einem großen Leinentuch bedeckt, das mit Schleifen an der Seite befestigt worden war. Die Patienten hatten ein kleines Handtuch auf der Stirn liegen und starrten so ausdruckslos vor sich hin, dass ich nicht nur wegen des kalten Fußbodens eine Gänsehaut bekam.

Auf einmal merke ich, wie sich ein weicher Stoff um meine Schultern legte. »Es wird noch ein paar Minuten dauern, bis die Wanne voll ist«, sagte die Schwester mit piepsiger Stimme und ich schloss sie sofort ins Herz, während ich das Handtuch enger um meine Schultern zog.

Erst jetzt erkannte ich Lorna. Sie lag in der Wanne neben der, die die Schwester für mich vorbereitete. Doch auch sie schaute nicht in meine Richtung.

»Na gut, Caitlin. Wenn ich bitten dürfte ...« Edmond stellte sich neben die Wanne und bot mir seine Hand als Stütze an.

»Das kann ich doch machen!« Die Schwester trat auf die Wanne zu, doch Edmond grinste gönnerhaft. »Schon in Ordnung, das übernehme ich heute höchst persönlich.«

Ich unterdrückte ein Seufzen und ging mit wackeligen Schritten auf die Wanne zu. Widerwillig ergriff ich seine Hand, ließ das Tuch von meinen Schultern gleiten, während ich auf einem Bein balancierte, um das andere über den Beckenrand zu schwingen. Mein Kopf kam seinem dabei gefährlich nah und ein eitriger Geruch stieg mir in die Nase. Ich zwang mich, das zu ignorieren, denn in wenigen Sekunden konnte ich im schönen Badewasser die gesamte

Widerlichkeit von mir waschen. Erwartungsfroh tauchte ich meinen großen Zeh in das Wasser – und zog ihn sofort wieder zurück.

Jedes einzelne Härchen an meinem Körper schoss in die Luft.

»Das ist ja eiskalt!«, rief ich atemlos.

Edmonds Gesichtsausdruck konnte ich zunächst nicht richtig einordnen. Eine Mischung aus Qual und ... etwas anderem.

Erst später wurde mir klar, was es gewesen war: Er hat mit aller Kraft ein Lachen unterdrückt.



Wo hörte meine Haut auf und wo fing das Wasser an?, fragte ich mich unzählige Stunden später. Vielleicht löste sich meine Haut mittlerweile auf und ich lag in einer milchig-roten Flüssigkeit aus Blut und Hautfetzen. Vielleicht konnte ich froh sein, dass das Leinentuch, das über der gesamten Wanne befestigt war, mir den Anblick verwehrt.

Sobald Edmond dem Raum verlassen hatte, habe ich die Schwester angefleht. »Bitte, lassen Sie mich hier wieder raus.«

»Es tut mir leid«, hat sie gewispert. »Ich kann mich den Anweisungen des Arztes nicht widersetzen.«

»Bitte! Ich bin mir sicher, dass diese Art von ... Therapie in meinem Fall nicht hilft.«

Mit einem entschuldigenden Lächeln hat sie den Kopf geschüttelt, ist zum Patienten neben der Tür geeilt und schließlich verschwunden, nachdem sie sein Handtuch auf der Stirn ausgetauscht hatte.

Zu Beginn hatte ich noch Kraft, um wütend zu sein. Lautstark schrie ich nach den Ärzten und Schwestern. Erst höflich, aber bestimmt, dann immer fordernder. Nichts geschah – für Stunden.

Irgendwann war nur noch Panik und Verzweiflung in meiner Stimme.

Ich hatte all meine Wut herausgeschrien, aber keiner kam, um nach uns zu sehen. Mir blieb nichts, als meiner eigenen Stimme zu lauschen, die das Haus schrill und verzerrt an mich zurückgab. Ich flehte Lorna und die anderen neben mir an, mitzumachen, aber sie nahmen mich kaum wahr.

Danach strampelte ich mit den Beinen und zerrte am Tuch, doch es war zu fest an die Wanne geknotet. Es dauerte, bis meine Wut abgeebbt war, doch wenn wir hier eins hatten, dann war das Zeit.



Die Kälte spürte ich nach mehreren Stunden nicht mehr, sie war einer dumpfen Taubheit gewichen. Ich lag nur noch da, starrte an die Decke und versuchte mich an die Geschichten zu erinnern, die Mutter mir als Kind erzählt hatte.

Mein Kopf glitt zur Seite und zu meiner Überraschung sah ich Leben in Lornas Augen. Sie waren von einem ungewöhnlich hellen Blau.

»Wie lange?«, flüsterte ich heiser.

Sie deutete ein Kopfschütteln an.

»Den ganzen Tag?« Ich konnte die Panik in meiner Stimme nicht unterdrücken.

Für einen Moment schloss sie die Augen. Als sie sie wieder öffnete, war ihr Blick so voller Mitleid, dass in meiner Kehle ein dicker Kloß heranwuchs, der das Schlucken erschwerte.

Das konnte nicht sein! Mittlerweile lag ich ungefähr seit fünf Stunden im Wasser. Noch einmal so eine lange Zeit würde ich keinesfalls aushalten.

Mit einem Klicken öffnete sich die Tür und die scheue Schwester kam herein.

»Na endlich«, entfuhr es mir und mein Körper wurde ganz leicht aus Vorfreude auf die Erlösung.

Die Schwester zog einen eisernen Wagen mit Gläschen hinter sich her. Ich sah, wie sie dem ersten Patienten über den Kopf strich und das Handtuch wechselte. Er gab ein fast tierisches Gurren von sich.

Die Prozedur wiederholte sie bei den drei anderen und schließlich war ich an der Reihe. Eine bleierne Kraftlosigkeit erfasste mich, denn wenn wir Nahrung bekamen, konnte das nur eins bedeuten.

Ich mobilisierte meine letzten Kraftreserven. »Darf ich raus?«

Sie mied meinen Blick.

»Bitte.«

Sie presste die Lippen zusammen, während sie mein Handtuch wechselte. An meinen Mund hielt sie ein Glas. Ich wollte nicht trinken, aber ich war so hungrig und durstig, dass ich gierig die Flüssigkeit hinunterschluckte. Ein zuckrig-süßer Geschmack breitete sich in meinem Mund aus, danach fühlte ich mich gestärkt.

»Wie lange soll das hier noch weitergehen?«

»Bis der Therapiezyklus beendet ist.« Sie stellte das leere Glas auf den Servierwagen und lief in Richtung der Tür.

»Wie lange dauert so ein Zyklus?«, rief ich ihr nach, doch sie verließ wortlos den Raum.



4

Dalina

Dalinas Handy fing an zu klingeln, während sie sich zwischen dem Portemonnaie, Lippenstift und der diskreten Tüte aus der Apotheke zu der kleinen Innentasche vortastete, die sie für den Schlüssel reserviert hatte. Sie hielt inne und zog es aus ihrer Manteltasche. Es könnte immerhin wichtig sein. Das Krankenhaus. Oder George. Doch als ihr erneut das Bild ihrer Mutter künstlich entgegen lächelte, das sie zu ihrem Kontakt gespeichert hatte, ließ sie es kurzerhand wieder in die Tasche wandern.

Endlich fand sie den Schlüssel, zog die Tür im richtigen Moment fest zu sich, als sie ihn im Schloss drehte und trat ein. Erleichtert atmete sie die vertraute Luft ein, in der ein Hauch Kaffee lag. Nach mehreren Nachtschichten nach Hause zu kommen, fühlte sich immer an, als hätte sie eine lange Reise hinter sich. Seufzend legte sie die Handtasche auf dem ausladenden Lesesessel ab, hing den taillierten Wollmantel an die Garderobe und fuhr mit ihren Fingern durch ihr kastanienbraunes Haar, das der Mantel statisch aufgeladen hatte.

Sie setzte sich auf ihr Sofa und sah unschlüssig nach draußen. Ihr Blick wanderte zu ihrer Handtasche und sie beobachtete sie, als sei sie ein exotisches Tier, das sich die meiste Zeit still verhielt, aber jeden Moment nach ihr schnappen könnte.

Dort drin war er.

Ihr Handy klingelte erneut. Dalina lauschte den leicht verzerrten Tönen, die aus ihrer Manteltasche kamen, und sah sich in ihrer Wohnung um. Der gestreifte Kaffeebecher stand noch auf der Ablage über der Spülmaschine. Sie war wieder viel zu spät gewesen. Ansonsten war ihre Küche wie immer vollkommen aufgeräumt, was aber vor allem daran lag, dass sie sie kaum nutzte.

Die Tür zum Schlafzimmer stand halb offen und gab den Blick auf ihre zurückgeschlagene reinweiße Bettdecke frei. Als wäre sie in ihrem Alltag nicht von genügend weißen Decken umgeben, hatte ihre Mutter gemeckert. Es war ihr genauso unverständlich, wie ihre Tochter daran Gefallen finden konnte, wie an der Ledercouch, die Dalina aufgestellt hatte. Ihr Vater hatte sie schon in seiner Jungesellenwohnung gehabt – lange bevor ihre Mutter in sein Leben getreten war und mit stilsicherer Hand todschicke Möbel ausgesucht hatte. Dalina liebte die kaffeebraune Couch über alles – obwohl sie durchgesessen und an den Kanten abgewetzt war.

Seufzend ließ sie sich nach hinten sinken. Das Klingeln war verstummt und die Stille hatte etwas Erdrückendes.

Sie sollte es wirklich hinter sich bringen.

Dalina stand auf, ging zwei Schritte auf die Handtasche zu und bog ab in Richtung Küche. Trinken war wichtig. Mechanisch stellte sie einen Becher unter die Maschine, legte eine Kapsel ein und beobachtete, wie sich Bläschen um den Kaffeestrahler bildeten.

Was sollte sie tun, wenn sie mit ihrer Vermutung richtig lag?

Der Kaffeestrahler ebte ab. Eine Schaumschicht hatte sich auf dem Getränk gebildet, aber sie machte keine Anstalten, die Tasse an sich zu nehmen.

War Kaffee während der Zeit nicht sogar verboten? Wenn sich ihre schlimmsten Befürchtungen wirklich bestätigten, hätte sie weitaus größere Probleme. Aber dieser Gedanke machte das alles so greifbar, dass sich ein Kloß in ihrem Hals bildete. Wie ihre Mutter wohl reagieren würde? Und George? Der würde toben, das war keine Frage. Natürlich wäre alles allein ihre Schuld. Sie hätte besser aufpassen müssen.

Aber das hatte sie ja eigentlich auch.

Eigentlich.

Sie hielt die Ungewissheit nicht länger aus, ließ den Kaffee stehen und ging mit festen Schritten auf ihre Handtasche zu. Die weiße Tüte leuchtete ihr entgegen. Als sie auf dem Weg ins Badezimmer an ihrem Mantel vorbei kam, klingelte ihr Handy erneut. Seufzend zog sie es aus der Tasche. Ihre Mutter würde nicht aufgeben, bis sie mit ihr gesprochen hatte. »Ich kann jetzt nicht, Mom, ich rufe dich später zurück, ja?«

»Aber es ist etwas Unglaubliches passiert.« Ihre Mutter klang aufgeregt.

»Mag sein, aber ich habe jetzt wirklich keine Zeit. Ich melde mich, so schnell ich kann.« Bevor ihre Mutter etwas erwidern konnte, legte sie auf und ging ins Badezimmer.

Sie setzte sich auf den geschlossenen Toilettendeckel und las die Anweisungen durch. Dabei wusste sie auch so, wie es funktionierte. Kurz hatte sie darüber nachgedacht, einen Test aus dem Krankenhaus

mitgehen zu lassen. Aber was, wenn sie jemand dabei erwischte? Es gab auch so genug Getuschel. Dabei bemühten George und sie sich immer diskret zu sein. Und er war ohnehin nicht gerade überschwänglich in seinen Gesten ihr gegenüber. Sie konnte froh sein, wenn er ihr im Krankenhausalltag ein kurzes Lächeln zuwarf. Gemeinsame Mittagessen waren tabu. Trotzdem schienen die Kollegen etwas zu ahnen. Sie merkte es an den Blicken und an den Gesprächen der Schwestern, die verstummten, sobald sie hinzukam.

Deswegen war es besser gewesen, die zwanzig Dollar in einen überteuerten Apothekentest zu investieren. Sie packte ihn aus und folgte den Anweisungen.

Sie hätte gedacht, dass es länger dauert, aber das Ergebnis war sofort da. Sie hätte es wissen müssen, aber es wurde in Filmen so konsequent anders dargestellt, dass man es irgendwann nicht mehr hinterfragte. Sie hatte schon geplant, was sie in der Wartezeit machen würde und sich selbst gesehen, wie sie vor der Tür ruhelos auf und ab ging und schließlich vorsichtig wieder in das Badezimmer tapste, um das Ergebnis zu erfahren. Und nun waren die zwei Striche bereits da, als sie noch dabei war, die Hose wieder zuzuknöpfen. In ihren Kopf stoben tausende Gedanken gleichzeitig in unterschiedliche Richtungen. Dabei hatte sie es doch gehnt. Sie wollte losschreien, losrennen und ihren Kopf wie ein Kind unter ihrer Bettdecke verstecken, um die Wahrheit nicht ertragen zu müssen. Doch sie stand nur da und starrte die Striche an.

Sie zwang sich, tief durchzuatmen.

Mit bedächtigen Schritten ging sie zurück in den Wohnbereich und sank mit dem Test in der Hand auf das Sofa. Sie studierte das rosaweiße Plastikteil, als verberge sich dahinter eine tiefere Logik, die sie erst

noch durchschauen musste. Dabei war das Ergebnis ganz klar und einfach. Zwei Striche. Die Irrtumswahrscheinlichkeit lag bei nur drei Prozent. Mit 97 prozentiger Sicherheit war sie also das, was sie gerade jetzt auf keinen Fall sein wollte.

Sie war schwanger.



Wenig später hatte Dalina ihren Mantel wieder übergezogen und lief ziellos durch die Gegend. *Schwanger*. Tausende Male hatte sie dieses Wort gehört und doch fühlte es sich komisch an, als ihre Gedanken dieses Wort nun in Verbindung mit ihr formten.

Schwanger.

Ein Baby in ihrem Bauch. Sie hatte nie Kinder gewollt. Mit achtundzwanzig war es zwar kein Skandal mehr, ungewollt schwanger zu werden, aber sie hätte trotzdem nie vermutet, dass ihr das passieren könnte. Geschah das nicht nur bei nachlässigen Teenies? Sie hatte die Pille immer sehr gewissenhaft genommen.

Wie sollte sie es George beibringen? Sollte sie es ihm überhaupt sagen? Aus der Ferne leuchtete ihr das weiße U auf Königsblau entgegen – eine der Haltestellen der Bostoner U-Bahn. So einfach würde sie es ihm nicht machen. Er hatte immerhin seinen Teil dazu beigetragen.

Sie lief zur Station und eilte die Stufen hinunter, weil in der Ferne ein Ächzen und Rasseln die Ankunft der nächsten Bahn ankündigte. Es wurde immer lauter, bis sie schließlich aus dem dunklen Tunnel hervorstieß und mit einem ohrenbetäubenden Quietschen vor den Fahrgästen zum Stehen kam. Beim Einstieg ließ Dalina einer jungen

Mutter mit Kinderwagen den Vortritt. Sie warf ihr ein dankbares Lächeln zu, das Dalina nicht erwidern konnte.

Ein brennender Kloß wuchs in ihrem Hals, nachdem sie einen Blick auf das propere Baby mit den runden Wangen und der weißen Mütze geworfen hatte. Die roten Hände zu Minifäusten geballt vor dem Mund.

In ihrem Leben war kein Platz für Kinder. Für schreiende Babys schon gar nicht. Die nächste Beförderung war zum Greifen nahe – und das nicht nur, weil sie mit dem Chefarzt schlief. In den letzten Jahren hatte sie unermüdlich gearbeitet. Jede Extraschicht an sich gerissen und noch zu Hause die Bücher gewälzt und das Internet durchforstet, wenn es einen unlösbaren Fall gab. Die nächste freie Stelle sollte ihr gehören. Aber mit Baby? Keine Chance. Auch nicht, wenn sie bereits nach drei Monaten in Teilzeit zurückkehrte. Wie sollte sie das allein schaffen?

Sie würde es abtreiben müssen.

Nur mit halbem Bewusstsein nahm Dalina wahr, wie an jeder Station Menschen aus der Bahn heraus- und wieder hineinflossen. Ein unbedeutender Mix aus bunten Farben.

Vielleicht würde George sich von seiner Frau trennen? Aber er war nicht gerade der väterliche Typ. Seine zwei Kinder im Teenageralter waren die meiste Zeit auf einem Internat und kannten wahrscheinlich seine Putzfrau besser als ihn.

Dalina legte ihren Kopf an die Scheibe und sah aus dem Augenwinkel den Kiosk mit den drei wackeligen Zeitschriftenständern auf Rollen, die schmutzigen Fliesen, die sie in ihrer Wartezeit schon so oft studiert hatte und schließlich das blau-weiße Schild *Bowdoin* mit den stilisierten Zeichnung der Stadt

in schwarz-weiß darunter. Ihre Station! Sie sprang auf, als die Türen bereits piepten. Mit ihrem Körper warf sie sich dazwischen, hinderte sie daran, sich zu schließen. Sie wartete, bis der Öffnungsmechanismus einsetzte, und zwängte sich nach draußen.

Wie sie sich nach einer Abtreibung wohl fühlen würde?

Den vertrauten Weg lief sie wie in Trance, bis schließlich der halbgläserne Klotz, auf dem in großen Lettern *Massachusetts General Hospital* prangte, vor ihr lag. Die Glastüren glitten geräuschlos zur Seite und sie machte sich auf den Weg in die Radiologie.

Schon wieder klingelte ihr Handy und ein Blick auf das Display verriet, dass ihre Mutter sich nicht so schnell geschlagen gab. Aber sie konnte jetzt kein normales Gespräch führen. Und für die vernichtende Verurteilung ihrer Mutter, wenn sie hörte, was los war, fühlte sie sich nicht stark genug.

»Hey Dalina, hast du die Nase noch immer nicht voll von uns?« Michael, der ebenfalls Assistenzarzt war, zwinkerte ihr zu, als sie sich im Flur begegneten.

»I-ich ... habe nur etwas vergessen.« Sie rang sich ein Lächeln ab und fühlte sich, als würde sie eine Rolle in einem Theaterstück spielen, während sie sprach.

Zum Glück musste sie bald darauf abbiegen, sodass er nicht noch mehr Fragen stellen konnte.

Auf dem Flur zur Radiologie kam ihr eine der Schwestern ihrer Station entgegen. »Solltest du nicht schlafen?«, rief sie ihr freudig entgegen.

Dalina quittierte das mit einem Grinsen und sah sich suchend um, als sie die Station erreichte. Gerade überlegte sie, wen sie unauffällig nach George fragen könnte, da sah sie ihn am Ende des Flures

aus einem Patientenzimmer kommen. Seine aufrechte Haltung bei seiner großen Statur hätte sie überall auf den ersten Blick erkannt. Er diskutierte mit Doktor Morrigan, dem Jagdhund unter den Oberärzten, mit dem er auch privat befreundet war. Sie lief den beiden entgegen. »Könnte ich Sie kurz sprechen, Dr. Duncan?«

George runzelte die Stirn. »Kommen Sie später in mein Büro, ich habe zu tun.« Er wandte sich bereits zum Gehen.

»Bitte, es ist sehr wichtig.«

Er zögerte eine Sekunde. Dann sagte er im leicht entnervten Tonfall: »Na schön, begleiten Sie mich zu meinem nächsten Patienten. Er liegt auf der Fünf.« Dann wandte er sich an seinen Kollegen. »Wir sehen uns später.«

Dalina musste ein paar Schritte rennen, um zu ihm aufzuschließen.

»Was gibt es denn, bist du schon wieder hungrig?« Er warf ihr einen anzüglichen Blick zu. Wie gewohnt änderte er sein Verhalten um hundertachtzig Grad, sobald sie allein waren. Er behauptete, das sei nur zu ihrem Schutz.

Dalina schüttelte den Kopf. »Ich denke, es wäre besser, wenn wir etwas Privatsphäre zum Reden hätten.«

»Na schön, komm mit.« Er bog überraschend in die Tür zum Treppenhaus ein, die zu seiner Rechten lag. »Ich wollte dir sowieso noch etwas zeigen.«

Schwer atmend folgte sie ihm die zwei Treppen nach oben. Ging das mit der Kurzatmigkeit etwa schon los?

Ganz oben angekommen stieß George eine graue Eisentür auf und kühle Luft wehte ihnen entgegen. Sie folgte ihm auf das Dach des Gebäudes.

Er breitete die Hände aus, als gehörte es ihm. »Ist das nicht großartig? Ich habe den Schlüssel vom Hausmeister für ein großzügiges Trinkgeld bekommen. Jetzt können wir uns immer hier treffen, das bekommt garantiert keiner mit.«

Mit gerunzelter Stirn betrachtete Dalina die klobigen Ausgänge der Lüftungsschächte, die Risse in den Ausbuchtungen der Oberlichter und die riesigen Antennen und Sendemasten. Am Rand wölbten sich die Steine nach oben. An den Kanten hatte sich das dunkle Grauschwarz gefärbt - wahrscheinlich durch das Wasser, das sich in Pfützen an mehreren Stellen gesammelt hatte und den aschgrauen Himmel spiegelte.

»Also, warum wolltest du mich so dringend sprechen?« Auffordernd sah er sie an und ihr wurde klar, dass sie sich keine Worte zurechtgelegt hatte. Ein Fehler. Wie erzählte man so eine Neuigkeit? Vielleicht hätte sie einfach den Test mitbringen sollen und das Ergebnis für sich sprechen lassen sollen.

»Es ... es gibt Neuigkeiten.« Sie hielt seinem fordernden Blick nicht stand.

»Und die wären?«, hakte er nach, als sie nicht weitersprach.

Sie räusperte sich. »Ich ... äh ... wir ... also ich bin ... schwanger.«

»Was?« Seine Augen weiteten sich. Dann sah sie den Zorn darin aufsteigen. »Du meinstest doch, du nimmst die Pille!«

»Das tue ich ja auch.«

»Wie konnte das denn passieren?« Er schrie beinahe und schlug gegen die eiserne Tür. »Gott, das ist eine Katastrophe!«

Eine eisige Brise fegte über sie hinweg, wehte ihr das Haar ins Gesicht, aber es hätte auch genauso gut Georges Handfläche sein können. Sie hatte zwar gewusst, dass ihre Neuigkeit nicht auf Freude

stoßen würde, aber nicht damit gerechnet, wie schmerzhaft sich seine Ablehnung anfühlen würde. Immerhin sah sie die Sache eigentlich so wie er.

Er atmete tief durch, massierte seine Stirn und lief ein paar Schritte. »Das ist okay, wir kriegen das hin.« Seine Stimme war so ruhig, als müsse er sich selbst davon überzeugen.

Dalina nickte.

Er trat auf sie zu und legte seine Hände auf ihre Schultern. »Du möchtest es doch wegmachen lassen, oder etwa nicht? Nachdem, was du alles schon erreicht hast? Ich habe gehört, dass Dr. White ins Ausland gehen wird. Das könnte deine Stelle sein. Es ist der denkbar schlechteste Zeitpunkt für ein Baby.«

»Ich weiß«, sagte Dalina.

Er strich über ihre welligen Haare und Dalina kam nicht umhin sich zu fragen, ob es ihre braunen oder Georges blonden Haare erben würde.

»Gut. Dann machen wir es so. Mach dir keine Sorgen. Es wird so sein, als wäre es nie da gewesen. Vollkommen unkompliziert.«

Dalina verharrte regungslos, während er sie an sich drückte.

Er sah auf die Uhr. »Shit, mein Fünf-Uhr-Termin. Ich muss gehen. Aber ich freue mich, dass wir uns einig geworden sind. Danke, dass du kein Drama aus der Sache machst. Ich habe schon immer gemocht, wie unkompliziert du bist.« Er küsste ihre Stirn und ging auf die Eisentür zu. »Ein Baby wäre momentan wirklich das Letzte, was ich in meinem Leben gebrauchen kann.«

George und Kinder – das passte genauso gut zusammen wie die Teletubbys und der Clown von Stephen King. Dalina schloss für einen Moment die Augen. Sie dachte an den Säugling im Kinderwagen,

vorhin in der Bahn. Diese kleine Faust mit den Mini-Fingernägeln. Diese wissenden Augen und die niedliche Stupsnase. Das alles könnte aus dem Zellhaufen in ihrem Bauch entstehen. Oder sie könnte es wegmachen lassen – schnell und unkompliziert, wie er sagte.

Wegmachen. Wie das schon klang. Als wäre es ein Haufen Dreck, denn man mit Handfeger und Schippe auflesen und wegwerfen könnte.

Mit der Türklinke in der Hand wandte er sich Dalina zu. »Ich rufe dich morgen noch mal an.«

Er wirkte fremd. Hatten diese zusammengepressten Lippen sie wirklich vor nicht allzu langer Zeit geküsst?

George runzelte die Stirn. »Hast du gehört, Dalina? Ich melde mich bei dir. Du musst mir nicht auf die Mailbox sprechen oder so – ich habe die nächsten zwölf Stunden Schicht und kann mich vorher nicht melden.«

Langsam nickte Dalina. Sie hob den Kopf und betrachtete ihn, ohne ihn richtig wahrzunehmen.

Kopfschüttelnd ging er davon.

Wieder klingelte ihr Handy.



5

Caitlin

Zwei Tage und zwei Nächte. So lange haben sie uns im Wasser gelassen. Ich erinnere mich noch genau an das Gefühl der Panik, als mir nach dem Abendbesuch klar wurde, dass sie uns vor der Nacht nicht aus der Wanne holen würden.

»Wir bleiben die ganze Nacht hier, nicht wahr?«, flüsterte ich zu Lorna.

Sie hatte ein Nicken angedeutet.

»Und dann? Dürfen wir dann endlich raus?«

Ein mitleidsvoller Blick.

»Wie lange? Wie lange müssen wir dann hierbleiben?« Mit einem plätschernden Geräusch hob ich meinen Arm, so weit wie möglich unter das Laken, um ihm für einige Minuten Pause von dem alles verzehrendem Wasser zu gewähren.

Lorna blinzelte zwei Mal.

Ich schluckte, denn mir war bewusst, dass sie damit keine Stunden gemeint hatte.

Irgendwann musste ich trotz der Kälte eingenickt sein. Es war fast so, als würde sich das Wasser in unser Gehirn nagen und den

Bereich, der normalerweise für die Gedanken da ist, mit wässriger Gleichgültigkeit füllen. Aber vielleicht sollte ich dankbar dafür sein. Alles schmerzte. Die durchgessenen Hüftknochen, die Gelenke, wenn ich sie minimal bewegte. Die Haut.

»Als Kind haben wir immer meine Großeltern in ihrem Sommerhäuschen besucht«, sagte ich mit leiser, ein wenig heiserer Stimme zu Lorna. Sie drehte den Kopf zu mir und schaute mich neugierig an.

»Das Haus war weiß mit dunkelgrünen Fensterläden. Der ganze Garten war voller Wildblumen, da sie unter dem Jahr keine Zeit hatten, sich darum zu kümmern. Da waren büscheweise wilde Rosen, so viele, dass sie üppig über den weißen Zaun wuchsen. Schon von Weitem leuchteten einem die rosafarbenen Blüten entgegen und im Spätsommer kochte Großmama daraus Tee. Es war der leckerste Tee, den ich je getrunken habe. Noch heute erinnere ich mich an den süßlich-fruchtigen Geschmack auf meiner Zunge.«

Ein leichtes Lächeln umspielte Lornas Lippen.

»Das Haus war ganz anders als ihre Villa in London. Großvater war Arzt. Sein Stadthaus in London hatte drei Stockwerke, goldene Türgriffe, Marmorfußboden und einen beeindruckenden Kronleuchter, gleich wenn man hereinkam.«

Er war durch die Mitwirkung an einer zukunftsweisenden Forschung zu einer Menge Geld gekommen, aber das erwähnte ich ungern.

»Trotzdem hätte ich das Sommerhaus sofort dafür eingetauscht. Am liebsten hätte ich das ganze Jahr dort gelebt«, setzte ich meine Geschichte fort.

»Was ... was ist damit passiert?«

Ich fuhr zusammen. Im ersten Moment dachte ich, Lorna hätte mir geantwortet. Aber die Stimme war rau und tief. Sie kam von der gegenüberliegenden Seite des Raumes. Die anderen Patienten waren die ganze Zeit so ruhig gewesen, dass ich sie beinahe vergessen hatte.

»Der Krieg ...«, erklärte ich und hörte verständnisvolles Gemurmel. Das Häuschen war uns enteignet worden und als der Krieg zu Ende war, hatten wir so viele Scherben zum Zusammenfügen, dass wir uns darum nicht kümmern konnten.

Ich sank zurück in meinen Dämmerzustand, lauschte dem Summen des Hauses, dass so stetig und einlullend war, dass es mich in den Schlaf wog. Erst das Rasseln eines Schlüssels holte mich zurück in die Wirklichkeit. Ich schreckte hoch und das harte Platschen des Wassers gegen eine Wand aus Eisen rief mir unmittelbar in Erinnerung, wo ich war. Ich kniff die Augen zusammen und sah Edmond, der sich über die erste Wanne beugte und Notizen machte. Geduldig wartete ich, bis er bei mir war. Ich schaute ihm in die Augen und nahm alles von meiner Stimme zusammen, das noch übrig war. Trotzdem glich sie eher einem Ächzen. »Ist das jetzt endlich genug?«

Er warf mir einen prüfenden Blick zu.

Ich schloss meine Augen und als ich sie wieder öffnete, lief eine stille Träne meine Wange hinunter, geboren aus der Hoffnung, dass das alles schon bald ein Ende haben könnte.

Edmond studierte seine Aufzeichnungen. Schließlich seufzte er. »Schwester Brittany, bring gemeinsam mit Schwester Edith die Patienten zurück.«

Ohne mich eines weiteren Blickes zu würdigen, wandte er sich ab und verließ den Raum. Ich war froh, denn die Tränen der

Erleichterung flossen nun ohne Unterlass. Als gäbe es nicht genug Flüssigkeit um mich herum.

Schwester Brittany verließ den Raum für einen Moment, kam dann zu mir und löste das Laken, das um meine Wanne gespannt war. Die stämmige Schwester Edith, die wie eine Hebamme wirkte, betrat kurze Zeit später das Badezimmer und gemeinsam hieften sie mich hoch. Mit einem gurgelnden Geräusch, das ich vermutlich nie wieder schön finden kann, verschwand das Wasser wie ein flüssiger Wirbelwind im Abfluss.

Meine Beine knickten weg wie Zahnstocher, als sie mein Gewicht tragen sollten – jetzt verstand ich, warum die zweite Schwester nötig war. Wie ein nasser Sack hing ich zwischen den beiden. Meine Zähne klapperten aufeinander und meine Haut hatte eine milchigblaue Farbe angenommen. Während Edith mich stützte, legte Brittany ein Handtuch um meine Schultern. Obwohl der Frotteestoff vom vielen Waschen hart war, fühlte er sich für mich an wie feinsten Kaschmir und ich stellte mir vor, wie die kleinen Fäden die zerstörerische Nässe in sich aufsaugten.

Die Schwestern führten mich in den Nebenraum und ich sah zu Lorna, als wir ihre Wanne passierten. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich so erleichtert war, dass ich als Erste raus durfte. Doch zu meiner Überraschung schenkte sie mir ein leichtes Lächeln. Ich bewunderte ihre Stärke.

Im Nebenraum lag meine Kleidung noch auf dem Stuhl, so, wie ich sie vor zwei Tagen dort hingelegt hatte. Nur mit Hilfe der Schwestern schaffte ich es, alles anzuziehen, ohne zusammenzuklappen. Danach brachten mich die beiden in den Dayroom.

»Darf ich den Rest des Tages in meinem Bett verbringen?«, fragte ich, als ich merkte, welche Richtung sie einschlugen. Sogar die vielen Geräusche und Gerüche würde ich dafür in Kauf nehmen. Mir war noch immer eiskalt und ich wollte nichts anderes, als mich mit einem guten Buch im Bett zu verkriechen. Und ich musste eine Möglichkeit finden, Vater von diesem Vorfall zu berichten. Er würde außer sich sein, wenn er erfuhr, was sie hier unter »Wasserheilkunde« wirklich verstanden.

»Alle Patienten haben sich während des Tages im Dayroom aufzuhalten. Er heißt nicht umsonst so«, klärte mich Schwester Edith im brummenden Tonfall auf. Ich verzichtete darauf, anzubringen, dass am Tag meiner Ankunft auch einige im Schlafsaal waren.

Schwester Brittany öffnete schwungvoll die Tür zum Aufenthaltsraum, der gerade wunderschön mit Sonnenlicht durchflutet wurde. Doch ich wusste es nicht zu schätzen. Mir kam es vor, als hätten in den letzten zwei Tagen die Jahreszeiten gewechselt und dass ich nicht mehr die Caitlin war, die damals zu ihrer Therapie abgeholt worden war.

»Caitlin Montgomery zurück von der Hydrotherapie«, rief die kräftige Schwester der Aufseherin zu, bevor beide wieder verschwanden.

»Caitlin!« Da war sie wieder, diese Stimme voller Euphorie. Monty stürmte auf mich zu. »Ich hab dich vermisst. Wo warst du so lange?«

»Ich war ... zur *Therapie*.«

»Ohhh.« Besorgt sah er mich an. »Blöde Therapie?«

Ich nickte.

Er nahm mich in die Arme und drückte mich. Ganz fest.

Zu meiner Überraschung merkte ich, dass es guttat.

»Dann ruh dich erst mal aus. Setz dich da vorn hin, in die Sonne.«
Mein wässriges Gehirn war dankbar für die konkreten Anweisungen und so folgte ich seinem Vorschlag.

Ich blieb den Rest des Tages dort sitzen.

Lucindas abgehackter Schrei erfüllte hin und wieder den Raum und ich zuckte nicht mehr zusammen.

Meine Gedanken liefen in Zeitlupe und ich wusste, wenn jetzt jemand reinkam, um die Psychiatrie zu besichtigen, würde er keinen Unterschied merken.

Ich sah aus wie eine von ihnen.